

Djuna Barnes

Nachtgewächs

Bibliothek Suhrkamp

SV

Band 1441 der Bibliothek Suhrkamp

Djuna Barnes (1892–1982) gehört zu den größten amerikanischen Autoren des 20. Jahrhunderts. *Nightwood* ist ihr wichtigstes Buch, ein Klassiker der Moderne par excellence. Der Roman, erschienen 1936, wird neu, mit einem Nachwort von Jeanette Winterson, vorgelegt.

Nachtgewächs, der Roman der Liebe einer Frau zu einer anderen Frau – einer Leidenschaft, die unstillbares Verlangen in der einen und tiefe Einsamkeit in der andern weckt –, wäre nicht geschrieben worden, wenn die Liebe zu der Bildhauerin Thelma Wood die Autorin nicht bis in die tiefste Verzweiflung geführt hätte.

Djuna Barnes
Nachtgewächs

Roman

Deutsch von
Wolfgang Hildesheimer
Mit einem Nachwort
von Jeanette Winterson

Suhrkamp Verlag

Titel der 1936 bei Faber & Faber in London erschienenen
englischen Originalausgabe: *Nightwood*
Erstveröffentlichung der deutschen Übersetzung 1959
im Verlag Neske in Pfullingen
1971 als Band 293 in die Bibliothek Suhrkamp aufgenommen, mit einer
Einleitung von T. S. Eliot und einem Nachwort von Wolfgang Hildesheimer
Für das Nachwort der vorliegenden Ausgabe:
© 2006 by Jeanette Winterson

Erste Auflage 2022
Suhrkamp Verlag Berlin
© der deutschen Ausgabe Suhrkamp Verlag Frankfurt am Main 2009
Copyright © 1936 by Djuna Barnes
Alle Rechte vorbehalten, insbesondere das
des öffentlichen Vortrags sowie der Übertragung
durch Rundfunk und Fernsehen, auch einzelner Teile.
Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlags reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.
Umschlag: Willy Fleckhaus
Satz: Hümmer GmbH, Waldbüttelbrunn
Druck: BoD GmbH, Norderstedt
ISBN 978-3-518-24312-1

Nachtgewächs

*Für Peggy Guggenheim
und John Ferrar Holms*

Unterwerfung

Trotz wohlbegründeter Zweifel, ob es ratsam sei, jene Rasse zu erhalten, die Gottes Einverständnis und der Menschen Mißbilligung erfährt, gebar im Frühjahr 1880, im Alter von fünfundvierzig Jahren, Hedwig Volkbein, eine Wienerin von großer Kraft und soldatischer Schönheit – hingestreckt unter Pfosten eines Himmelbetts von üppig theatralischem Karmin, hinter Behängen, auf denen Habsburgs gegabelte Schwingen prangten, unter Federdecken, deren Atlashülle in reichem, indes erblindetem Goldfaden das Volkbeinsche Wappen schmückte –, ihr einziges Kind: einen Sohn; sieben Tage nach der vom Arzt vorausgesagten Stunde.

Auf diesem Schlachtfeld nun, dröhnend im Getrappel morgendlicher Pferdehufe von der Straße drunten, wandte sie sich um: mit der großartigen Geste eines Fahnen salutierenden Generals nannte sie ihn Felix, stieß ihn von sich und verschied.

Des Kindes Vater war sechs Monate zuvor gestorben, Opfer eines Fiebers. Guido Volkbein, Jude italienischer Abkunft, Gourmet und Dandy, war in der Öffentlichkeit niemals erschienen ohne das Band einer völlig unbekanntem Auszeichnung, ein diskretes Fädchen, das dem Knopfloch Farbe verlieh. Er war klein gewesen, rundlich und auf überhebliche Weise scheu. Ein vorstehender Bauch, jäh aufwärts strebend, hob die Knöpfe der Weste und Hose hervor und wies somit genau auf die Körpermitte, mit einer Nabellinie, wie man sie auf Früchten sieht – die unvermeidliche Wölbung, Resultat mächtiger Runden von Burgunder, Schlagsahne und Bier.

Den Herbst, der ihn wie keine andere Jahreszeit in rassistische Erinnerungen hüllte, Jahreszeit der Sehnsucht und des

Grauens – ihn hatte er sein Wetter genannt. Dann, beim Gang durch den Prater, war er gesehen worden, in geballter Faust offen zur Schau getragen das kostbare Taschentuch aus gelb-schwarzem Leinen, Aufschrei gegen den Erlaß von 1468, Erlaß eines gewissen Pietro Barbo: mit einem Strick um den Nacken laufe Guidos Rasse, zum Ergötzen der christlichen Bevölkerung, den Corso entlang, während Damen vornehmer Herkunft auf ihren Wirbelsäulen saßen, zu edel zum Anlehnen, sich von den Sitzen erhoben und zusammen mit den rotwallenden Kardinälen und den Monsignori Beifall spendeten; mit jener kalten, aber hysterischen Hingabe eines Volkes, ungerecht und glücklich zugleich. Ja, selbst den Papst schüttelte Gelächter von seinem Halt im Himmel herab, Gelächter eines Mannes, der seine Engel hintergeht, um zum Tier zurückzufinden. Diese Erinnerung also und das zu ihr gehörige Taschentuch hatten Guido – gleich gewissen Blumen, die, zu üppiger Ekstase hochgezüchtet, ihre besondere Eigenart erst im Verblühen entfalten – zur Summe dessen gemacht, was ein Jude ist. Er lief umher, heiß, unbedacht und verdammt; die Lider zitterten über dicken Augäpfeln, schwarz vom Schmerz einer Zugehörigkeit, die ihn nach vier Jahrhunderten noch zum Opfer machte; und in seiner eigenen Kehle spürte er das Echo jenes Rufes, wie er vor langer Zeit über die *Piazza Montanara* gehallt hatte: »*roba vecchia!*« – die Demütigung, mit welcher sein Volk das Überleben bezahlte.

Kinderlos mit neunundfünfzig, hatte Guido aus seinem Herzen ein Herz für das kommende Kind geformt, nach dem Modell der eigenen Wahnidee: unbedingte Huldigung vor dem Adel, Kniebeuge des gehetzten Körpers in muskulärem Krampf, Hinsinken vor dem Drohenden, dem Unerreichbaren, wie vor der großen Hitzeplage. Es hatte Guido – und

dies würde auch für den Sohn gelten – schwer gemacht vor unerlaubtem Blut.

Und kinderlos war er gestorben, wenn auch an Hedwigs christlichem Gürtel das Versprechen hing. Guido hatte gelebt, wie alle Juden es tun, die – durch Zufall oder durch eigene Wahl von ihrem Volk abgeschnitten – sich in einer Welt zurechtfinden müssen, deren Elemente, da sie ihnen fremd sind, den Geist zur Niederlage vor einem imaginären Pöbel zwingen. Der Jude, der an einer christlichen Brust stirbt, stirbt am Pfahl! Hedwig, trotz ihrer Seelenqual, weinte über einem Ausgestoßenen. Ihr Körper wurde in diesem Augenblick zur Schranke, und gegen die Wand starb Guido. Im Leben hatte er alles getan, um die Kluft des Unmöglichen zu überbrücken; der traurigste und vergeblichste aller seiner Versuche war die Vorspiegelung der Baronswürde gewesen. Er hatte das Zeichen des Kreuzes angenommen, hatte behauptet, ein Österreicher aus altem, beinahe erloschenem Geschlecht zu sein, und um seine Geschichte zu belegen, hatte er die erstaunlichsten und unsachlichsten Beweise erbracht: ein Wappen, auf das er kein Recht hatte, ein Register von Vorfahren – einschließlich ihrer Vornamen –, die niemals existiert hatten. Als Hedwig auf seine schwarz-gelben Taschentücher stieß, sagte er, sie dienten der Erinnerung: ein Zweig seiner Familie habe in Rom geblüht.

Er hatte versucht, eins mit ihr zu sein, indem er sie anbetete, ihren gänsemarschartigen Schritt nachahmte, einen Schritt, der bei ihm verrenkt wirkte und komisch. Sie hätte ebensoviel für ihn getan; aber sie witterte in ihm das Gespür für Lästerung und Verlassenheit und nahm den Schlag so, wie es die Nichtjüdin tun muß: im Rückzug schlug sie sich zu ihm. Sie hatte alles geglaubt, was er ihr erzählte, aber wie oft hatte sie sich gefragt: ›Was hat er?‹ – dieser immerwäh-

rende Vorwurf, als immerwährender Appell an ihre Liebe gedacht. Er lief durch sein Leben wie eine Stimme der Anklage. Der Drang, ehrerbietig von gekrönten Häuptern zu sprechen, war zur Folter geworden; er ließ Lobeshymnen hervorsprudeln, wie der Strahl eines durch Daumendruck verstärkten Rinnsals. In Gegenwart von Leuten geringeren Standes lachte er zu herzlich, als könne er sie durch seine Umgänglichkeit zu erträumten Rängen erheben. Konfrontiert mit nichts Schlimmerem als etwa einem General, in krachendem Leder, mit leichtem Abwehrreflex in der Bewegung, so wie sie Soldaten zu eigen ist, die tief aus dem Innern zu atmen scheinen, nach Schießpulver und Pferdefleisch riechen, stur und dennoch stets bereit, an einem noch zu planenden Krieg teilzunehmen – ein Typ übrigens, für den Hedwig viel übrig hatte –, wurde Guido von ungesehenem Zittern befallen. Er sah, daß Hedwig die gleiche Haltung hatte, dieselbe – wenn auch gedrängtere – packende Kraft der Hand, nur eben von einer kleineren Gußform geprägt, in ihrer Verkleinerung so gespenstisch wie ein Puppenhaus. Die Feder an ihrem Hut war messerblank und stets in Schwingung, wie von heraldischem Wind bewegt. Sie war eine Frau, wie sie der Natur als Modell gilt: präzise, schwerbrüstig und fröhlich. Er sah die beiden an und war beschämt, als habe jemand ihn gerügt; nicht etwa der Offizier, sondern seine Frau.

Wenn sie tanzte, leicht erhitzt vom Wein, wurde der Tanzboden zum taktischen Manöver: ihre Absätze prasselten, *staccato*, wohl im Training; die Schultern bis in die Spitzen voller Selbstgefühl, gleich jenen, welche die Tressen und Quasten der Beförderung tragen; die Richtung des Kopfes beschrieb den kaltstirnigen Blick eines Postens, dessen Wache nicht ganz gefahrlos ist. Und doch hatte Hedwig getan, was sie konnte.

Wenn es jemals so etwas gegeben hat wie einen *chic* des Massiven – sie hatte ihn verkörpert. Dennoch lauerte irgendwo Unruhe. Die Sache, der sie nachgespürt hatte – freilich erreichte dies nie ihr Bewußtsein –, war Guidos Beteuerung, er sei Baron. Sie hatte es geglaubt, wie ein Soldat einen Befehl ›glaubt‹. Etwas in ihrem Vermögen, Zwielfichtiges zu erahnen – und sie selbst hätte diesem ›Etwas‹ keinen Wert beigemessen –, hatte sie schon längst eines viel Besseren belehrt. Hedwig war Baronin geworden, ohne Frage.

Im Wien von Volkbeins Tagen gab es wenige Berufe, in denen Juden willkommen waren. Dennoch war es ihm auf seine Weise gelungen – durch mannigfache Transaktionen von Mobilien, diskretes Kaufen alter Meister, durch Erwerb von Erstausgaben und mit Geldwechsel –, für Hedwig ein Haus in der Innenstadt zu sichern, mit nördlicher Sicht auf den Prater, ein Haus, das – groß, dunkel und herrschaftlich – zum fantastischen Museum ihrer Begegnung wurde.

Eine Flucht von Rokokosälen, schwindlig vor Plüsch und Schnörkelgold, war mit römischem Bruch bevölkert, weiß und ohne Zusammenhang: das Bein eines Läufers, der eisig erstarrte halbumgewandte Kopf einer Matrone, die es über dem Busen erwischt hatte; in ihre blinden, kühnen Augenhöhlen warf jeder huschende Schatten eine Pupille, so daß die Sonne ihren Blick dirigierte. Der große Salon war Walnuß. Über dem Kamin hing das Wappenschild der Medici in prachtvoller Kopie und daneben der österreichische Vogel.

Drei massige Konzertflügel – Hedwig hatte die Walzer ihrer Zeit mit meisterhaft männlicher Fertigkeit gespielt, im Tempo ihres Blutes, zülig und wuchtig, dazu mit flinker Manierlichkeit des Anschlags, so bezeichnend für das Spiel der Wiener, die, wenn auch hingerissen von Zärtlichkeit zum

Rhythmus, dennoch seine Forderungen nach den strengen Regeln des Zweikampfs befolgen – spreizten sich quer über den dicken drachenblutfarbenen Haufen Madrider Teppiche. Das Arbeitszimmer bot zwei weitschweifigen Schreibtischen Obdach: reichhaltiges, blutvolles Holz. Hedwig hatte die Dinge gern paarweise oder dreifach besessen. Die mittleren Bogen der Schreibtische waren mit Silbernägeln beschlagen, deren Umrisse einen Löwen, einen Bären, einen Widder, eine Taube und in ihrer Mitte eine Fackel ergaben. Die Arbeit war unter Guidos Aufsicht ausgeführt worden, der den Entwurf, einer momentanen Eingebung folgend, als Volkbeinsche Heraldik ausgab, obgleich es sich als ein Wappen herausstellte, das unter päpstlichem Stirnrnzeln seit längerem im Erlöschen war. Eine ganze Fensterwand – die französische Note nach Guidos Geschmack – blickte auf den Park: Portieren aus tunesischen Webstoffen und Samt, Jalousien von jenem düsteren Rot, das die Österreicher so schätzen. Gegen die Eichentäfelung, die jenseits des länglichen Tisches zur Deckenwölbung ragte, hingen lebensgroße Bildnisse: Guidos Vater und Mutter, wie er behauptete. Die Dame: eine kostbare Florentinerin mit strahlenden, verschmitzten Augen und einem überdeutlichen Mund. Riesenärmel, gepufft und perlenbestickt, führten hinan zu einem vieleckigen Überwurf aus steifer Spitze; der Kopf darunter war konisch und zopfgeschmückt. Unergründliche Mengen Gewandes fielen um sie herab, sanftschwingende Schatten; die Schleppe, dick wie Teppich, wogte durch eine Allee primitiver Bäume. Sie sah aus, als erwarte sie einen Vogel. Der Herr dagegen saß auf einem Schlachtroß, in heikler Haltung. Er schien weniger das Tier erstiegen zu haben als vielmehr im Begriff, sich zu ihm herabzulassen. Das Blau eines italienischen Himmels lag zwischen Sattel und lederfarbenerm Reitersteiß. Das

Pferd war vom Künstler bei der Ausführung eines fallenden Bogens eingefangen, die abstehende Mähne noch im ersterbenden Schwung, der Schwanz nach vorn fallend zwischen dünne, schräg angewinkelte Beine. Die Kleidung des Herrn war eine frappierende Mischung aus Romantik und Religion. Zwischen den Gelenken des linken Armes hielt er, Krone nach außen, einen federgeschmückten Hut. Das gesamte Bild hätte der Auffassung nach ein Fastnachtsscherz sein können. Der Kopf des Herrn, im schrägen Winkel aufgesetzt, hatte bemerkenswerte Ähnlichkeit mit Guido Volkbein: die gleiche schwungvolle, kabbalistische Nasenkurve, die Gesichtszüge gereift und warm. Nur nicht dort, wo das jungfräuliche Blau der Augäpfel in der Wölbung des Lides verschwand; dort unter diesem Fleisch schien außer der Sehkraft noch ein anderes Element seinen Standort bezogen zu haben. Dieser starre Blick, endlos und objektiv, kannte die Entspannung nicht. Die Ähnlichkeit indessen war zufällig. Hätte jemand sich die Mühe gemacht, der Sache nachzuforschen, so wären als Modelle dieser Gemälde zwei wackere Schauspieler von gestern zutage getreten. Guido hatte sie in einer vergessenen, verstaubten Ecke gefunden und sie erworben, als sich herausstellte, daß er ein Alibi für sein Blut brauchte.

An diesem Punkt endete die genaue Chronik für Felix, der dreißig Jahre später mit diesen Tatsachen, den beiden Bildnissen und sonst nichts, in der Welt auftauchte. Seine Tante – sie kämmte ihre Haarflechten mit einem Bernsteinkamm – erzählte ihm, was sie wußte, und dies waren ihre einzigen Kenntnisse seiner Vergangenheit gewesen. Was es war, das ihn vom Tag seiner Geburt bis zu seinem dreißigsten Lebensjahr geformt hatte, war der Welt unbekannt geblieben, denn der Schritt des wandernden Juden liegt in jedem Sohn. Wann

und wo man ihn auch treffen mag: man fühlt, daß er irgendwoher kommt – wo auch immer dieses ›irgendwo‹ sei –, aus irgendeinem Land, in dem er nicht gelebt, sondern das er verschlungen hat, aus irgendeiner geheimen Gegend, die ihn ernährt hat, die er aber nicht erben kann; denn der Jude erscheint, wo er erscheint, von nirgendwo. Wurde der Name Felix erwähnt, so fanden sich sogleich drei oder mehr Personen, die darauf schworen, ihn die Woche zuvor in drei verschiedenen Ländern gleichzeitig gesehen zu haben.

Felix nannte sich Baron Volkbein, wie es sein Vater vor ihm getan hatte. Wie Felix lebte, wie er zu seinem Geld kam – er wußte Zahlen, wie ein Hund weiß, wo Wild ist, und war ebenso unermüdlich auf ihrer Spur und der Jagd nach ihnen –, wie er sieben Sprachen meisterte und diese Kenntnisse weise verwaltete, das wußte niemand. Seine Figur und sein Gesicht waren vielen vertraut. Beliebt war er nicht, wenn auch das Maß posthumer Anerkennung, das sein Vater genoß, ihm in seinem Bekanntenkreis zumindest den eigenartig halbrunden Starrblick jener Leute einbrachte, die, zwar nicht gewillt, auf der Stufe irdischer Gleichberechtigung zu grüßen, dennoch dem lebenden Zweig (eingedenk des Todes und seiner Sanktionen) ein leichtes Kopfnicken spenden, ein erinnerndes Verzeihen zukünftiger Befürchtung, eine Verbeugung, die uns geläufig ist in Gegenwart dieses Volkes.

Felix war schwerer als sein Vater und größer. Sein Haar setzte zu weit hinter der Stirn an. Sein Gesicht, ein längliches, volles Oval, litt an einer fortschreitenden Schwermut. Ein einziger Zug nur sprach von Hedwig: der Mund. Obgleich so sinnlich vor Mangel an Verlangen wie der ihre vor Verleugnung, legte er sich mit allzu intimer Festigkeit über die knochige Zahnstruktur. Die weiteren Partien waren ein wenig schwer, das Kinn, die Nase und die Lider; in eines war

sein Monokel geklemmt, ein rundes blindes Auge, das in der Sonne spiegelte.

Gewöhnlich sah man ihn allein spazierengehen oder -fahren, in einer Aufmachung, als erwarte er, an einem großen Ereignis teilzunehmen, obgleich man nicht von ihm hätte sagen können, daß er für irgendeine Gelegenheit auf der Welt passend angezogen wäre. Er wünschte, allen Eventualitäten gerecht zu werden, und so war er auch ausgestattet: teils für den Abend, teils für den Tag.

Mischung der Leidenschaften, aus denen seine Vergangenheit bestand, Mannigfalt des Geblüts, Mühsal Tausender unmöglicher Situationen: all dies hatte Felix zum Einzelgänger gemacht, zu einem Beladenen; er war der Verlegene.

Seine Verlegenheit nahm die Form einer fixen Idee an; er nannte sie ›das alte Europa‹: es handelte sich um Aristokratie, Adel, um Herrscherhäuser. Sprach er von Titeln, so schaltete er Pausen ein: eine vor, eine nach dem Namen. Er wußte, daß Weitschweifigkeit sein einziger Kontakt war, und er bediente sich ihrer mit langem Atem und detaillierter Sachkenntnis. Mit dem wütenden Eifer des Fanatikers hetzte er den eigenen Mangel an Ebenbürtigkeit zu Tode, indem er Gebeine längst vergessener Kaiserhöfe wieder zusammensetzte – bekanntlich können nur jene, deren man sich lang erinnert, Anspruch auf lange Vergessenheit erheben –, ging auf Beamte und Kustoden ein mit einer geradezu ungehörigen Beredtheit, aus Furcht, durch Unaufmerksamkeit auch nur einen Bruchteil seiner Auferstehung zu verwirken. Die große Vergangenheit, so wähnte er, könne wohl manches kleine Teilchen flicken; verneige er sich nur tief genug, gäbe er nur nach, in demütiger Huldigung.

Das Jahr neunzehnhundertzwanzig fand ihn in Paris – sein blindes Auge hatte ihn vor der Armee gerettet –, immer noch

in Herrengamaschen, in seinem Cutaway; immer noch in Verbeugung, in pendelndem Lauf auf der Suche nach dem Richtigen, dem Tribut zu zollen wäre: der richtigen Straße, dem richtigen Café, dem richtigen Bauwerk, dem richtigen Ausblick. In Restaurants verbeugte er sich kaum merklich vor jedem, der aussah, als könne er ›Jemand‹ sein, beschrieb dabei eine solch unmerkliche Verneigung, daß sie vom erstaunten Empfänger auch als ein Zurechtrücken des Magens gedeutet werden mochte. Seine Räume hatte er gemietet, weil aus ihnen ein Bourbonne zum Tode geführt worden war. Er hielt einen Diener und eine Köchin; ihn, weil er aussah wie Ludwig der Vierzehnte; sie, weil sie der Königin Viktoria ähnelte; Viktoria aus anderem, billigerem Material, für arme Leute zugeschnitten.

Auf seiner Suche nach einer eigenen *Comédie humaine* war Felix auf das Abseitige gestoßen. Vertraut mit Gesetz und Verordnung, mit alter Sage und Ketzerei, Prüfer seltener Weine, Blätterer in noch selteneren Büchern und Altweibergeschichten – Geschichten von heiliggesprochenen Menschen und von fluchbeladenen Bestien –, bewandert in jedem Plan für Brücke oder Festung, in jedem Friedhof an allen Straßen Rast suchend, pedantischer Ergründer vieler Kirchen und Schlösser, widerhallte sein Geist – nebelhaft und ehrfurchtsvoll – von Madame de Sévigné, Goethe, Loyola und Brantôme. Loyola jedoch tönte am tiefsten, er war allein, abseits und vereinzelt. Eine Rasse, die ihre Generationen von Stadt zu Stadt jagen mußte, hat weder die nötige Ruhe gefunden, um jene Widerstandskraft zu erwerben, die sich in der Zote offenbart, noch genug Vergeßlichkeit, um in zwanzig Jahrhunderten Legende erstehen zu lassen, denn ihre Gedanken hat man gekreuzigt. Der Christ, der für immer dem Heil des Juden im Wege steht, muß die Schuld auf sich nehmen, muß

aus ihren Tiefen jenen abergläubigen, phantastischen Zauber schöpfen, anhand dessen der langsam und unermüdlich mahlende Jude zum ›Sammler‹ seiner eigenen Vergangenheit wird. Sein Unglück trägt ihm nichts ein, bis ihm nicht irgend- ein *Goi* eine solche Gestalt verleiht, daß es nochmals dar- geboten werden kann – als ein ›Zeichen‹. Des Juden Unglück ist nicht sein eigenes, es kommt von Gott; seine Rettung ist nicht seine eigene, sie kommt vom Christen. Der christliche Schleichhandel in Vergeltung hat des Juden Geschichte zur Ware gemacht. Sie ist das Mittel, das ihm im richtigen Augen- blick das Serum seiner eigenen Vergangenheit zuspießt, wel- ches er von neuem als sein Blut opfern kann. Auf diese Art nahm Felix die Brust der Amme, deren Milch für ihn zwar sein Leben bedeutete, aber niemals sein Geburtsrecht wer- den konnte.

Schon früh war Felix in den Kulissenzauber von Zirkus und Theater geraten, gewissermaßen eine Station der Sehnsüchte auf dem Weg zu höherem, unerreichbarem Prunk der Kö- nige und Königinnen. Die verträglicheren Schauspielerinnen von Prag, Wien, Ungarn, Deutschland, Frankreich und Ita- lien, die Akrobaten und die Schwertschlucker hatten ihm hier und dort Zutritt gewährt: zu ihren Garderoben, diesen Salons einer Trugwelt, in welchen er sein Herz den Narren spielen ließ. Hier bedurfte er weder des Reizes der Fremd- heit noch der Fähigkeit. Für kurze Zeit nahm er teil an ihrer glitzernden anrühigen Herrlichkeit.

Die Gestalten dieser Welt, deren Wünsche den seinen sonst so entgegengesetzt waren, hatten sich ebenfalls Titel zuge- legt. Da gab es eine Prinzessin Nadja, einen Baron Tink, eine Principessa Stasera y Stasero, einen König Buffo und eine Herzogin von Breitenrück: grelle, billige Stücke animalischen Lebens, ungeheuer versiert auf dem Gebiet der großen Ruhe-

störung, genannt Vergnügen. Sie setzten sich Titel auf, um den Vorstadtkavalier zu blenden, um ihr öffentliches Leben – ihr einziges – als geheimnisvoll und einmalig auszugeben, im Wissen, daß Wendigkeit nirgends so überrascht als dort, wo sie unerwartet auftritt. Felix dagegen klammerte sich an seinen Titel, um seine eigene Befremdnis zu täuschen. Dies brachte sie zusammen.

Unter diesen Leuten also – die Männer hatten ein schwächeres, die Frauen ein stärkeres Aroma als ihre gebändigten Bestien – überkam Felix ein Gefühl des Friedens, wie er es früher nur in Museen erfahren hatte. In demütiger Hysterie wandelte er unter bröckelndem Brokat, zwischen Spitzen des Carnavalet. Er liebte diesen alten, dokumentierten Zauber mit der Liebe etwa eines Löwen zu seinem Dompteur; dieses von Schweiß beschlagene, von Flitter besäte Rätsel, welches, indem er das Tier gefügig machte, ihm eine Art Gesicht zuwandte, dem seinen ähnlich. Aber eigenartig und verwischt, wie es war, hatte es in seinem Gehirn den Herd des Wahns entdeckt und rottete ihn aus.

Nadja hatte Felix den Rücken zugewandt, der Gerechtigkeit seines Blickes so sicher, wie sie es gegenüber der linearen Gerechtigkeit eines Rops gewesen wäre. Sie wußte, daß Felix genau registrierte: die Spannkraft ihres Rückgrats mit seiner Peitschenkurve, wie sie im Schwung in den harten kompakten Spalt des Rumpfes zurückschnellte, böse und schön wie ihr augenfälligeres Beispiel: der Schwanz des Löwen.

Die Spirale des Gefühls für Zirkus, wie sie aufspringt aus dem Publikum in seiner unermesslichen Ahnungslosigkeit, wie sie zurückprallt an ihrer grenzenlosen Hoffnung – sie war es, die in Felix Sehnsucht und Unruhe auslöste. Der Zirkus war ein geliebtes Ding, das er niemals berühren, daher niemals erkennen konnte. Die Leute von Bühne und

Arena waren für ihn so theatralisch, so ungeheuerlich dazu, wie ein Warenangebot, zu dessen Abnehmern er nicht zählen durfte. Daß er ihnen so beharrlich nachstellte, wie er es tat, war Beweis für etwas in seiner Natur, das im Begriff stand, christlich zu werden.

Er war erstaunt, festzustellen, daß er sich ebenso stark zur Kirche hingezogen fühlte, aber diese Spannung würde sich leichter regeln lassen. Ihr Kampfplatz, so meinte er, sei durch das Herz bereits bedingt, umrissen.

Es war die Herzogin von Breitenrück – eine Frau Mann –, der Felix seine erste Audienz bei einer ›Erlauchten Persönlichkeit‹ verdankte. Frau Mann, damals in Berlin, erklärte, daß sie mit diesem Herrn ›früher einmal etwas gehabt‹ habe. Nur mit größter Mühe konnte er sich vorstellen, wie sie mit irgend jemandem ›etwas haben‹ könne: ihre Koketterie war so muskulär, so lokalisiert. Ihr Metier – das Trapez – schien sie elastisch zu halten. In gewisser Weise gab es ihr sogar Charme. Ihre Beine hatten jene spezielle Spannkraft, die den Arbeitern der Luft zu eigen ist; etwas vom Reck war in ihren Handgelenken, in ihrem Schritt die braune Lohe der Arena; als sei die Luft so vollkommen schwerefrei, so völlig widerstandslos, daß sie zum überwindlichen Problem werde und ihren Körper trotz seiner Schlankheit, seiner Festigkeit, viel schwerer erscheinen lasse als Körper von Frauen, die auf der Erde bleiben. Ihr Gesicht drückte die Spannung eines Organismus aus, der sich in einem fremden Element am Leben erhalten muß. Sie schien eine Haut zu haben, die das Muster ihres Kostüms war: ein Mieder mit Rauten, rot und gelb, im Rücken tief ausgeschnitten, über und unter den Armen angekraust, verblichen vom Dunst des dreimaltäglichen Trainings, rote Trikothesen, Schnürstiefel, die den Eindruck erweckten, als setzten sie sich in ihr fort, wie das Muster in